

## Übersetzung: Rostislaw Ustimenko

Stenogramm des Gespräches mit Peker S.A.

Das Gespräch wurde vom wissenschaftlichen Sekretär der Kommission Belkin A.A. durchgeführt.

Das Gespräch wurde von Rosljakova aufgezeichnet.

Kiew, 1. März 1944

Pekker Solomon Abramovich

1884 geboren, Jude, gebürtig aus Radomyschl der Olast Kiev. In Kiev seit 1917. Parteilos. War vor Beginn des Krieges leitender Hausverwalter für den Bezirk Leninskij. Jetzt ist er leitender Hausverwalter in demselben Bezirk.

Ich konnte Kiew nicht verlassen, weil ich zu denjenigen Angestellten des Stadtrates gehörte, die große Aufgaben im Hinblick auf den Schutz der Stadt hatten. Im Haus, wo ich Hausverwalter war, wohnte unsere Elite: der 3. Sekretär der KP(b)U<sup>1</sup> Spivak, der Sekretär der Partei der Stadtleitung Shamrilo, sein Stellvertreter Popov, der auch für die lokale Luftverteidigung zuständig war, und andere. Mir wurde gesagt, dass ich bis zum letzten Moment kein Recht hätte, die Stadt zu verlassen, und dass ich mit ihnen abreisen würde.

Am 16. September war es noch ruhig. Am 17. September wurde es unruhig, denn die Deutschen umzingelten die Stadt. Am 18. September war die Stadt bereits umzingelt. Wir beschlossen uns durchzukämpfen. Es versammelten sich die Truppen der lokalen Verteidigung der Stadt und Vertreter des NKWD<sup>2</sup>. Die Stimmung war schlaff und begeisterungslos. Unsere Anführer ließen ebenfalls den Kopf hängen. Es war nicht möglich durchzustößen und wir wurden in einen Sumpf getrieben, wobei hunderttausende ihr Leben verloren. Diejenigen, die aus der Einkreisung ausbrechen konnten, haben sich gerettet.

Ich und eine ganze Gruppe von Menschen beschlossen, nach Kiew zurückzukehren. Ich war mit einem gewissen Brodkin, einem Apotheker aus Schytomyr, unterwegs. Es waren noch Leute mit uns, deren Familiennamen ich nicht kenne. Wir haben uns auf den Weg zurück nach Kiew gemacht, wo wir am 22. September ankamen. Die Deutschen waren bereits in der Stadt.

Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, dass die Deutschen solche Barbaren sein würden. Ich ging wagemutig durch die Stadt in die Richtung meines Hauses. Ich suchte meine Frau in der Wohnung Nr. 1, wo ich sie alleine ließ, weil ich dachte, dass es für sie schwierig sein würde, mit uns wegzugehen. In der Wohnung Nr. 1 waren Deutsche. Meine Frau fand ich in einer anderen Wohnung ohne Hab und Gut und ohne Möbel. Alles wurde ausgeraubt und zerstört. Die Situation war katastrophal.

Ich habe es nicht einmal geschafft, mich zu setzen und umzuziehen, als schon die Gendarmen in das Haus kamen. Ich habe mich nicht erschrocken, da ich noch

---

<sup>1</sup> Kommunistische Partei (der Bolschewiki) der Ukraine.

<sup>2</sup> Innenministerium der UdSSR.

nicht wusste, dass sie solche Barbaren wären. Meine Frau sagte mir: „Verschwinde, versteck dich. Sie werden dich mitnehmen.“ Ich hörte auf ihren Rat.

Als sie in unsere Wohnung kamen, fragten sie zunächst: „Gibt es hier Kommunisten?“ Meine Frau antwortete ihnen: „Hier gibt es keine Kommunisten.“ Sie hatten den Verdacht, dass sich zu dieser Zeit Shamrilo und Popov in der Wohnung befinden würden, da ich vor der Okkupation die ganze Zeit mit ihnen war. Die Gendarmen gingen. Eine Stunde später schickten sie einen anderen Mann. Als wir sahen, dass es schlecht für uns aussah, begaben wir uns durch die Hintertür in den Heizraum und übernachteten dort. Meine Frau brachte uns etwas zu essen und wir verbrachten in diesem Keller die ganze Nacht.

Am 23. September kamen wir wieder in die Wohnung. Ich beschloss mich umzuziehen, weil ich dreckig, nackt und barfuß war. Meine Schuhe hatte ich im Sumpf verloren. Sobald ich die Wohnung betreten konnte, kamen wieder die Deutschen. Ich schaffte es rechtzeitig aus dem Fenster hinauszuspringen und mich zu verstecken.

Genau um zwölf Uhr mittags gab es an der Ecke der Straße Proriznaja eine Explosion. Die Deutschen kamen in Bewegung und es gab eine große Panik. Sie fingen an ausschließlich Juden zu fangen und sie gruppenweise zu verhaften.

Meine Frau sagte zu mir: „Solomon, es ist zu gefährlich, wir müssen von hier verschwinden!“ Aber wohin sollten wir gehen? Aufgrund der unerwarteten Situation wussten wir nicht, wohin wir uns begeben sollten.

Olga Romanovna<sup>3</sup> sagte: „Wir gehen aufs Geratewohl los. Hier werden wir sowieso sterben.“

An diesem Tag jagten die Deutschen die Juden, brachten sie an einen Ort außerhalb der Stadt und zwangen sie, sich selbst Gräber zu graben. Viele wurden lebendig begraben.

Wenn ich es auch nicht mit eigenen Augen gesehen habe, so hat es meine Frau gesehen. Wenn ich es auch nicht gehört habe, so hat sie es gehört. Sie und ich sind ein Ganzes.

Es gab einen Arbeiter, der sagte, dass sich in dieser Wohnung drei jüdische Kommunisten befinden würden. Dort war auch die Freundin meiner Frau, die uns davor gewarnt hat.

Wir gingen zur Prozorovskaja-Straße, Haus Nr. 32, Wohnung Nr. 22. Dort hat man uns für ein paar Tage Obdach gegeben.

Am 28. September kam am Nachmittag die Freundin meiner Frau zu uns und teilte mit, dass in der Stadt Anschlagzettel verklebt wurden mit dem Befehl, allen Juden, unabhängig vom Alter, in der Degtjarevskaja-Straße zu erscheinen.

Nachdem dieser Befehl erschienen ist, sagte die Freundin von Olga Romanovna: „Bring Solomon von hier weg, ich habe Angst, ihn hier aufzuhalten.“

Wir mussten handeln. Sie ging sofort zu einem Bekannten in Svjatoshino<sup>4</sup> und ihm eine Geldsumme, damit er uns Obdach geben würde. Er war einverstanden: „Gut, bring sie zu mir, ich werde sie unterbringen.“ Er lebte allein in einem Waldhäuschen.

---

<sup>3</sup> Ehefrau von Peker S.A. Manchmal nennt er seine Frau auf diese Weise (mit Vor- und Vatersnamen).

<sup>4</sup> Landhaussiedlung am westlichen Stadtrand von Kiew.

Am 28. September abends, als es schon dämmerte, haben wir uns unterwegs nach Svjatoshino gemacht.

Auf den Straßen patrouillierten bereits die Deutschen sowie Polizisten. Wir haben gerade so dieses Svjatoshino erreicht. Die Streife auf der Straße hat uns zuerst nicht durchgelassen, doch meine Frau war schlau. Sie fand die richtigen Worte und wir sind ungeschoren davongekommen. Wir durften die Wachtposten passieren.

Als wir in Svjatoshino ankamen, war es schon dunkel. Hier lebte Muchortovsij, der Bruder ihres Ex-Mannes. Sie hoffte, dass er uns reinlassen würde.

Als wir ankamen, klopfte sie an. Es war spät in der Nacht. Er weigerte sich grundsätzlich uns hereinzulassen. Sie bat ihn auf Knien, uns übernachten zu lassen, doch der Bruder lehnte ab.

Wohin sollten wir gehen? Nirgendwohin. Wir dachten uns, ob wir die Nacht nicht im Wald verbringen könnten. Das taten wir auch.

Meine Frau bewanderte einige Orte, wo man uns hätte verstecken können. Glücklicherweise hat sie einen solchen Ort bei der Mutter ihres Ex-Mannes gefunden. Die alte Dame war gottesfürchtig und sagte: „Ich möchte Menschen retten. Sie sollen zu mir kommen.“

Wir lagen mehrere Tage lang im Keller herum. Danach ging Olga Romanovna in die Stadt, um eine Wohnung zu finden, in der wir uns verstecken könnten. In Svjatoshino wusste jeder, dass sie nicht umsonst gekommen war. Da sie gekommen ist, hat sie folglich jemanden mitgebracht.

In der Stadt hat sie die Wohnung Nr. 43 in der Krasnoarmejskaja-Straße erhalten, wonach sie uns in Svjatoshino abholte und zur neuen Wohnung brachte. Es war sinnlos, alle drei Personen in einer Wohnung unterzubringen. Deshalb brachte sie Zhitomirskij und Braukin in die Wohnung ihres Ex-Mannes in der Korolenko-Str. 71, Wohnung Nr. 8 unter.

Noch bevor wir die Wohnung betreten konnten, hat uns bereits der Hausverwalter Karpenko verraten. Er plante eine Hausdurchsuchung durchzuführen, um herauszufinden, wer in ihrer Wohnung war. Sie sagte: „Ich vertraue Ihnen nicht. Ich vertraue nur den deutschen Gendarmen.“ Er war bereit einen Gendarm zu rufen. Dies machten wir uns zu Nutze und gingen durch die Hintertür auf den Dachboden, wo wir uns zwei Tage lang aufhielten. Danach schickte sie mich zum Baikov-Friedhof und dann nach Svjatoshino.

Bevor wir uns auf den Weg nach Svjatoshino machten, waren wir noch auf dem Bajkovo-Friedhof. Dort gab es Grabkammern reicher Leute, in denen wir uns versteckten. Auf dem Friedhof versteckten sich ca. 30 Menschen. Nachts kamen sie wie Schatten aus den Grabkammern heraus. Wir versammelten uns und diskutierten darüber, wie wir im Weiteren handeln sollten. Tagsüber lagen alle in den Grabkammern. Man brachte uns sogar Nahrungsmittel. Auf dem Friedhof war ein alter, anständiger russischer Wachmann, der dafür bezahlt wurde. Er kannte bereits die Leute, holte die Nahrungsmittel ab und gab sie an uns weiter. Jeder, der dort war, hatte eine vertraute Person.

Doch als der Frost kam, wurde es schwierig, auf diesem Friedhof zu leben. Deshalb zogen wir nach Svjatoshino. Dort lebten wir zwei Wochen lang wieder bei der alten Dame, wobei wir die ganze Zeit im Keller verbrachten.

Wie ich bereits erzählt habe, hat Olga Romanovna nach unserem Aufenthalt in Svjatoshino eine Wohnung erhalten können. Als sie auf der Arbeit war, war die Wohnung verschlossen. Alle wussten, dass sie alleine in der Wohnung lebte. Zu der Zeit achtete noch niemand besonders auf diese Wohnungen. Wenn es keine Lockspitzel gäbe, dann hätte man ganz entspannt in der Wohnung sitzen bleiben können, da die Deutschen nicht von Tür zu Tür gingen. Wenn ein Lockspitzel etwas sehen würde, dann wäre alles verloren.

\*Nach einer Weile passierte etwas Wichtiges. Ich hatte einen Fahrer, der fünf Jahre lang für mich arbeitete. Ich hatte gehofft, dass jemand, der fünf Jahre für mich arbeitete und mit dem ich befreundet war, mir helfen würde.

Ich sagte: „Olusja, wenn du Petka siehst, sag ihm, dass ich hier bin. Vielleicht hilft er uns aus Kiew zu entkommen.“

Sie traf sich mit ihm und teilte mit, dass ich mich mit ihm treffen wolle.

Als er ankam, verließ ich meine Ecke. Ich hatte einen Platz hinter dem Geschirrschrank, dem Kleiderschrank oder dem Spiegel. Hinter dem Geschirrschrank gab es unter dem Fenster eine Nische.

Ich ging zu ihm heraus und gestand in allem. Obwohl ich einen großen Bart hatte, erkannte er mich.

Anstatt mir Hilfe zu leisten, hat er mich an die Gestapo verraten. Er sagte dort, dass sich in unserer Wohnung Kommunisten und Juden versammelt hätten\*<sup>5</sup>.

Es kam ein ukrainischer Polizist, der früher als Lastträger für mich arbeitete, und sagte: „Olga Romanovna, man hat uns berichtet, dass sich Solomon Abramovich und noch andere hier verstecken würden.“

Sein Bruder war Polizeichef und er Polizist, beide Ukrainer. Er warnte uns rechtzeitig. Und tatsächlich, zwei Tage später kam man zu uns mit einer Hausdurchsuchung. Ich musste mich wieder „orientieren“ und nach anderen Mitteln greifen, um ein Versteck zu finden. Olga Romanovna fand eine Wohnung außerhalb der Stadt.

Diese Frau hat so viel Energie, so viel Willenskraft, so viel Intelligenz! Das sage ich nicht bloß, weil sie meine Frau ist. Sie ist so nett, so tüchtig. Ich habe bei niemandem so viel Energie gesehen, wie bei dieser kleinen Frau. Sie zeigte große Fürsorge nicht nur in Bezug auf mich, sondern auch in Bezug auf alle leidenden Menschen.

Danach zogen wir weiter in das Haus Nr. 3 im Peschanij Pereulok zu Vladimir Akimovich Popov, einem sehr anständigen Moskauer, der ein Hausbesitzer und Leiter eines Pelzgeschäfts war.

In der Zwischenzeit machte sich meine Frau mit den Mitarbeitern eines Geheimbundes bekannt, weil wir ja von etwas leben mussten. Wenn man nicht arbeiten würde, wäre es verdächtig. Sie fand eine Arbeitsstelle in einer Genossenschaft, wo sie Puder in Kisten verteilen musste. Sie arbeitete fast rund um die Uhr. Nachts brachte sie Essen mit, wobei es notwendig war, es an verschiedene Orte zu bringen. Es musste auch noch Brennholz vorbereitet werden, um es auch an

---

<sup>5</sup>Der Text ist von\*bis\* durchgestrichen.

verschiedene Orte zu transportieren. Solch eine kleine Frau trug manchmal bis zu zwei Puds<sup>6</sup>!

In diesem Haus begann unsere illegale Arbeit. Meine Frau kontaktierte mit einem bestimmten Dimitri Lisovets. In dieser Organisation war auch ein bestimmter Petr Chetvertjakov. Sie hatten Vertrauen in uns, und wir begannen zu arbeiten. Sie haben uns sogar ein Radio zur Verfügung gestellt.

Lisovets war Dekan des Pädagogischen Instituts in Nischyn<sup>7</sup>. Er war auf einem Wahlposten in der Partei der Stadtleitung, wurde jedoch erschossen.

Als wir das Radio bekamen, machte die Arbeit viel mehr Spaß. Wir konnten nun Nachrichten aus Moskau erhalten.

Das war im Mai 1942. Der Peschanij Pereulok befand sich neben der Eisenbahn, einem abgelegenen Ort. Der Hof sah verlassen aus. Es war schwer vorstellbar, dass sich hier jemand verstecken würde. Die Hütte war klein, die Türen waren unauffällig und tief in der Wand verbaut. In der Nähe der Hütte befand sich ein kleiner Garten. Im Zimmer fanden wir ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl. Im Geschirrschrank haben wir das Radio platziert. Chetvertjakov hat uns hier untergebracht. Wir haben jede Radiosendung des Sowjetischen Informationsbüros<sup>8</sup> aufgezeichnet und dann durch meine Frau verteilt.

Es ist sehr schwierig, unseren Zustand zu beschreiben, als wir die ersten Geräusche im Radio aus Moskau hörten. Wir saßen da und weinten. Das war der erste Bericht um Mitternacht vor der Internationalen<sup>9</sup>.

Als wir die Worte „Hier spricht Moskau...“ hörten, fingen wir an zu weinen. Wir waren zu dritt: ich, Brodkin und Zhitomirskij. Wir hörten die Übertragung aus Moskau so, als würde die Rote Armee auf uns zukommen. Es schien uns, dass Moskau auf dem Weg zu uns war und uns retten würde. Der erste Bericht war bezüglich Woronesch. Übrigens wurde an einer Stelle des Berichtes über eine Niederlage gesprochen.

Wir waren am Boden zerstört. „Wir sind verloren. Wir hatten es so eilig, Hilfe zu bekommen. Wir sollten lieber Selbstmord begehen.“

Als am nächsten Tag meine Frau kam, sagten wir: „Olusja, es fällt uns schwer, sehr schwer. Unsere Situation ist schrecklich und bedrückend.“

Sie half uns mit ihrer Willenskraft, unsere Köpfe nicht hängen zu lassen. Sie fing an, uns Mutlosigkeit vorzuwerfen.

Wir mussten uns hineinfinden. Die weiteren Radioberichte wurden schon besser. Wir haben die Internationale und Musik gehört. Einige Zeit waren überhaupt keine Berichte zu hören. Dann hörten wir regelmäßig morgens, nachmittags und abends Berichte des Informationsbüros.

Chetvertjakov brachte eine Kautschuk-Druckerei mit, und wir fingen an, Flugblätter zu erstellen. Wir druckten die Flugblätter in einer Auflage von 150 Stück.

---

<sup>6</sup> Ein altes Maß für Masse aus Russland. 1 Pud glich einer Masse von 16,38 kg.

<sup>7</sup> Eine Stadt in der Oblast Tschernihiw der Ukraine.

<sup>8</sup> Eine Einrichtung in der UdSSR, die von 1941 bis etwa 1961 Informationen über den Kriegsverlauf und nach 1945 Propaganda an in- und ausländische Agenturen verbreitete.

<sup>9</sup> Das weltweit am weitesten verbreitete Kampflied der sozialistischen Arbeiterbewegung, die sich ideologisch – gemäß dem marxistischen Motto „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ – dem proletarischen Internationalismus verpflichtet sieht.

Dies waren Appelle an die Menschen: „Es dauert nicht mehr lange, bis die Ukraine befreit wird.“ Als man begann, Menschen nach Deutschland zu transportieren, schrieben wir: „Fahren sie nicht nach Deutschland, dort sterben Menschen.“ Unsere Aufgabe war es, diese Flugblätter zu drucken und sie durch Olga Romanovna an Lisovets zu übergeben.

Dann begannen wir, alle möglichen Dokumente, Urkunden und Geburtsurkunden auszustellen. Wir stellten Bescheinigungen aus, aus denen hervorging, dass eine bestimmte Person an einem bestimmten Ort geboren war. Es wurde auch ein Taufschein von der Gemeindegemeinde beigefügt. Wir stellten Bescheinigungen darüber aus, dass jemand auf Grund von Agitation zur Konterrevolution und Antisemitismus vor Gericht war. Solche Bescheinigungen wurden insbesondere für Juden ausgestellt. Wir hatten alle möglichen Siegel: von der Polizei und von der Kirche. Wir hatten Vorlagen von der Hausverwaltung, Vorlagen von deutschen Behörden, Vorlagen für Volksdeutsche.

Wir produzierten auch selbst Stempel für Dokumente und Bescheinigungen. Petr Chetvertjakov besuchte uns und bat um 5 Bescheinigungen für Sidorov, Ivan Petrovich usw. Schon am nächsten Tag holte er alles ab. Olga Romanovna hatte einen bekannten Hausverwalter in der Stadt, einen Kommunisten, von dem sie Bescheinigungen erhielt. Es gab auch eine Komsomolzin, die uns Bescheinigungen für Brotkarten aushändigte. Jeder Jude erhielt eine Brotkarte, weil manchmal auf der Straße kontrolliert wurde, ob man eine Brotkarte hatte. Wir hatten eigene Leute, die Brotkarten beschafften. Es kam vor, dass Olga Romanovna drei oder vier Tage lang nicht zu uns kam, wenn sie es nicht rechtzeitig schaffte, die Aufgabe von Chetvertjakov zu erledigen.

Wir saßen in dieser Hütte bis September 1942. Dann kam Chetvertjakov und sagte, wir müssten von dort verschwinden.

Ich fing an, meine Arbeit auf eine andere Weise zu gestalten.

Ich hatte einen großen grauen Bart wie Karl Marx. Vor dem Krieg war ich nicht grauhaarig, doch während der ganzen Ereignisse wurde ich grau. Ich hatte lange Haare wie ein Priester, trug eine schwarze Brille und benutzte einen Wanderstab. Ich trug eine Robbe, ähnlich wie ein Mönch, sowie zerrissene Stiefel.

Ich nahm die Bibel und ging nach und nach mit dem Wanderstab auf den Markt. Ich setzte mich an einen Platz, wo sich viele Leute versammelten, öffnete meine Bibel und begann zu lesen. Die Leute fingen an, sich um mich zu versammeln. Ich habe alles Mögliche gelesen. Es war nicht wichtig für mich, was genau ich gelesen habe. Wichtig war nur, dass die Leute sahen, dass ich die Bibel las. Als sich die Leute versammelten, begann ich Gebete zu lesen: „Vater unser“, „Das Glaubensbekenntnis“, „Die Zehn Gebote“. Ich las und bekreuzigte mich.

Als sich das Publikum um mich versammelte, begann ich meine Rede: „Liebe Leute, was geschieht nur auf dieser Welt, weil ihr aufgehört habt, an Gott zu glauben. Ihr könnt euch vor Gott nicht verstecken. Väter und Mütter, von der Tatsache, dass ihr es dem Feind ermöglicht, unser Blut zu vergießen, von der Tatsache, dass ihr die Armen, Unglücklichen oder Verkrüppelten nicht bemitleidet, von der Tatsache, dass ihr unschuldige Menschen zerfleischen lasst, wird Gott immer zorniger. Die Person, die das Blut der Unschuldigen vergießt, verliert ihr Leben.“

Als ich die Bibel las, spazierten unsere Leute neben mir. Wir haben uns darauf geeinigt, im Falle einer Gefahr ein Signal in Form von Husten zu geben. Wenn ich also einen Husten hören sollte, dann hätte ich das Gesprächsthema wechseln müssen. Wenn ich sah, dass keine Polizisten mehr in der Nähe waren, begann ich wieder meine Rede: „Die Stunde der Abrechnung mit denen, die menschliches Blut vergießen, ist nahe, ganz nahe ist die Stunde der Befreiung von den Menschen, die unser Blut vergießen...“

Die Leute gaben mir Eier, Brot, alles was man wollte. Manchmal brachte ich zweihundert Geldeinheiten, Eier, Brot und andere Sachen nach Hause.

In der Mehrzahl waren es alte Menschen und Frauen, die sich versammelten. Man hörte Seufzer. Wenn ich mich bekreuzte, bekreuzten sie sich auch. Ich sah ein großes Mitgefühl. Den größten Erfolg gab es vor den Feiertagen. Zu Ostern kam ich mit sechzig Eiern nach Hause. Ich war sehr zufrieden, dass ich in die Menschenmenge gehen und den Leuten erzählen konnte, was überhaupt vor sich geht, und dass ich in den Menschen Mitgefühl wecken konnte. Nach meinen Reden kehre ich wieder in meine Höhle zurück und wartete auf den nächsten Sonntag.

Ich wurde dreimal erwischt. Einmal war ich nachlässig. Als ich die Bibel las, erwähnte ich die Sowjetregierung und sagte, dass „die einzige Regierung, auf die Gott nicht zornig ist, die Sowjetregierung ist.“ Gleich danach sprach mich ein ca. 25-jähriger junger Mann an, der anständig gekleidet war: „Opa, kommen Sie her!“ Er führe mich aus der Menschenmenge heraus. – „Zeigen Sie Ihre Dokumente.“ – „Meine Dokumente können nur von Gott überprüft werden, und nicht von Ihnen, Sie sind Zivilist. Hier sind meine Dokumente.“ Ich zeige auf die Bibel.

- Aus welchem Kloster kommen Sie? Oder sind sie bloß ein Kommunist?
- Mein einziges Dokument ist das Gottesbuch.
- Nein, Ihre Dokumente!

Ich fing an herumzustöbern und nahm meinen Pass heraus. Im Pass war angegeben, dass ich 1875 geboren wäre.

- Zeigen Sie her.

Er schaute. Ich hatte einen ziemlich guten Pass. Laut meinem Pass war ich ein gewisser Vasilij Konstantinovich Ivanenko.

- Haben Sie noch andere Dokumente?
- Ja, eine Geburtsurkunde.
- Zeigen Sie her.

Ich zeigte sie ihm. Ich zog absichtlich ein Dokument heraus, das bezeugte, dass ich wegen Antisemitismus angeklagt war. Als ich ihm die Geburtsurkunde übergab, fiel dieses Dokument heraus. Er griff danach und las: „Ivanenko Vasilij Konstantinovich wurde in diesem und jenem Jahr vom Militärgericht in Sewastopol wegen Agitation gegen das Sowjetregime und wegen Antisemitismus zu fünf Jahren Haft verurteilt.“

- Sie wurden angeklagt?
- Ja. Mich haben gottlose Menschen bestraft, die nicht an Gott glauben. Man hat uns Heilige angeklagt.
- Wofür?
- Für die Wahrheit.

- Nimm mal deine Brille ab. Wir gehen ins Revier.
- Gut, gehen wir. Wird man mich schlagen? Ihr schlagt ja alle.
- Wir werden dich nicht schlagen.

Er führte mich die Sheljavskaja-Straße zur Polizei entlang. Im Revier war ein Polizist, der meine Dokumente überprüfte und mich schließlich gehen ließ. Das passierte drei Mal. Einmal warfen sie mich die Treppe hinunter, schlugen mich aber nicht. Die älteren Menschen wurden mehr oder weniger gut behandelt. Außerdem hatte ich immer eine Bibel dabei, versuchte immer, das Kreuz aus Versehen herausfallen zu lassen und trug auch immer eine Ikone bei mir. Ich kam immer einigermaßen gnädig davon.

Als er diese Notiz las, sagte er: „Geh, Großväterchen. Da du keine Juden magst, geh nach Hause.“

Zu dieser Zeit habe ich besonders viel erlebt, weil die ganze Last auf Olga Romanovna fiel. Sie musste ernähren, behüten, beschützen.

Es gab einen solchen Fall. Als wir anfangen, Flugblätter zu drucken, hatte ich die Aufgabe, diese Flugblätter auf dem Markt zu verteilen. Ich besuchte den jüdischen Markt, setzte mich wie ein Bettler in die Nähe einer Kapelle, zerstreute diese Flugblätter und ging. Es stieg ein Wind auf, der diese Flugblätter über den ganzen Markt verstreute. Die Leute hoben sie auf. Wenn es gute Berichte vom Informationsbüro gab, zerstreuten wir sie auch.

Nach einiger Zeit wurde uns gesagt, dass man unser Haus beobachten würde. Wir haben sofort alles herausgetragen und mussten uns ein neues Gebäude suchen. Einige Tage später kam unser „Hausmeister“ und fand ein kleines Haus im Garten am anderen Ende der Stadt. Wir schlossen mit dem Eigentümer einen Mietvertrag ab und zogen dort ein. Wir haben das Radio, die Schreibmaschine und die Druckerei in das neue Gebäude gebracht. Die ganzen Sachen wurden von uns teilweise transportiert. Das Innere des Empfängers habe ich in einen Korb gelegt, und die Abdeckung an einen anderen Ort. Abends habe ich den Korb auf meinen Schultern zu unserem neuen Unterschlupf getragen. Zuallererst haben wir uns einen Untergrund organisiert. Dort fühlten wir uns wie in Abrahams Schoß. Dieses Haus befand sich in der Kosachja-Straße 50. Die Gestapo suchte mehrmals nach unserem Untergrund und wir wurden ganz besonders beobachtet. Es sind zweimal Leute mit einem Hund gekommen, fanden aber niemanden.

Chetvertjakov brachte uns Waffen. Zhitomirskij und ich haben einen Nagant<sup>10</sup> bekommen, und Brodkin erhielt einen Browning<sup>11</sup> ohne Patronen. Wir wussten, dass wenn uns die Deutschen finden würden, wir natürlich schießen müssten. Außerdem hatten alle Gift bei sich. Wir haben uns darauf geeinigt, Gift einzunehmen, um nicht gefoltert zu werden. Wir hatten Morphium, das wir in einer kleinen Schachtel trugen.

Als wir begannen, im Untergrund zu leben, wurde es besser. Tagsüber stand immer eine Person am Fenster und schaute, ob niemand kommen würde, und der

---

<sup>10</sup> Ein in Belgien von Henri-Léon Nagant entwickelter siebenschüssiger Revolver, der besonders im russischen Zarenreich und später in der Sowjetunion Verbreitung fand.

<sup>11</sup> Generelle Bezeichnung für verschieden Pistolen, die von John Moses Browning konstruiert wurden.

Rest ging seinem Geschäft nach: Sie tippten, stellten Dokumente und Bescheinigungen aus. Während der Radiosendungen arbeitete niemand von uns.

In der Nähe des Hauses gab es einen Garten und einen Gemüsegarten. Nachts konnten wir hinausgehen. Ich ging aber auch tagsüber mit einem Knappsack und einen Wanderstab hinaus und ging fort.

Von unserem Garten aus fiel der Blick auf ein Brachgelände. Wir hatten Besuch von Partisanen, die entweder mit einem Bericht oder wegen Waffen zu uns kamen.

In der Zeit, in der wir in der Kosachja-Straße lebten, hatten wir keinen einzigen Unglücksfall.

Doch eines Tages wurde Chetvertjakov, als er eine Sache erledigen wollte und fortging, umgebracht. Lisovets wurde gefangen genommen und hat sich vergiftet.

Als wir sahen, dass die Rote Armee nach Kiew zur Hilfe heranschreitet, beschlossen Brodkin und Zhitomirskij, sich den Partisanen anzuschließen. Sie nahmen ihre Waffen mit und gingen nach Winnizja<sup>12</sup>. Ich dachte mir, dass sie wiederkommen würden, sobald Winnizja befreit sein würde. Doch ich blieb in Kiew, weil ich besorgt war, dass ich es in meinem Alter nicht nach Winnizja schaffen würde. Wir beschlossen also, dass ich bleibe. Folgende Personen haben sich den Partisanen angeschlossen: Brodkin, Zhitomirskij und drei weitere russische Männer: Kostja, ein Mann von den Gefangenen, den wir Zhuchok nannten, und Ignatenko.

Unter den Deutschen herrschte so langsam Panik. Unsere Soldaten kamen näher heran.

Ich sagte zu Olga Romanovna, dass wir Mieter rufen müssten, damit unser Haus nicht unter Verdacht stehen würde. Sie rief Nekrasova, die die deutsche Sprache gut beherrschte. Außerdem gab es einen Professor, der auch der deutschen Sprache mächtig war. Als sie zu uns zogen, haben die Einwohner dies nicht besonders gemerkt. Ich konnte in Ruhe durch die Straßen gehen und meine Reden halten. Ich hatte lange Haare und machte den Eindruck, als wäre ich entweder ein Mönch oder ein alter Priester. Alle hielten mich für einen Priester, besonders die Frauen. Ich führte Gespräche mit den benachbarten Einwohnern durch.

Die Deutschen und die Polizei marschierten die Wohnungen ab und gaben den Einwohner den Befehl, ihre Wohnungen bis zum nächsten Tag zu verlassen. Sie jagten die Einwohner aus dem Stadtzentrum in die Außenbezirke und richteten Militärzonen ein. Dies war im September 1943. Viele fuhren nach Demeevka<sup>13</sup>. Als die Deutschen die gesamte Bevölkerung vertrieben hatten, fingen sie an zu rauben und transportierten das Hab und Gut der Bevölkerung aus den Wohnungen ab. Danach fingen sie an, die Leute aus Demeevka zu vertreiben. Sie gingen von Wohnung zu Wohnung mit Peitschen, jagten die Leute zum Bahnhof und von dort aus nach Winniza. Dann begannen sie durch die Dörfer zu gehen. Sie stellten Sperrabteilungen auf und ließen niemanden in die Dörfer herein. Dann sagten die Deutschen, dass sie diesen Bezirk zusammen mit den Häusern in die Luft jagen würden.

---

<sup>12</sup> Eine Stadt in der Ukraine in der Landschaft Podolien.

<sup>13</sup> Historischer Ort im Bezirk Holossijw der Stadt Kiew.

Wir beschlossen ins Dorf zu gehen und dort zu predigen. Ich nahm wieder meinen Wanderstab in die Hand und wir gingen los. Olga Romanovna sah wie eine Bäuerin aus. Sobald wir Rast einlegten, begann ich das Evangelium zu lesen. Die Leute haben uns zu dieser Zeit schon anders betrachtet. Als ich über die Sowjetmacht sprach, standen sie mit offenem Mund da.

Die Deutschen waren zu dieser Zeit ratlos. Die Polizei war abwesend. Meine Predigten hatten eine enorme Kraft. Ich habe über das Sowjetregime und über Moskau gesprochen. Ich erzählte, dass wir in letzter Zeit enorme Erfolge erzielten. Alle diese Berichte brannten in den Köpfen der Leute ein. Ich informierte sie auch über Kharkov und Kursk.

Nach und nach kamen wir im Dorf Khotova an. Wir waren zu viert: Meine Frau und ich, Stachovskij mit seiner Frau (der Besitzer der Genossenschaft, in der meine Frau gearbeitet hat). Wir hielten an, um zu übernachten. Von dort aus gingen wir nach Krugliki und beschlossen dort zu bleiben. Wir vergruben uns im Stroh und aßen nur Kartoffeln. Wir haben uns dem Schicksal übergeben und warteten jeden Tag darauf, dass die Deutschen kommen und uns erschießen würden. Doch plötzlich kam diese Frau und sagte: „Die Deutschen treten zurück!“ Natürlich haben wir nicht sofort daran geglaubt. Wir schauten nach und sahen, dass sie in der Tat zurücktraten. Am 5. September erfuhren wir, dass die Bolschewiki schon im Podil<sup>14</sup> wären und zu uns vorrücken würden.

Es ist überhaupt nicht möglich unser Gefühl zu vermitteln, als wir erfuhren, dass die Bolschewiki zu uns vorrückten. Wir hatten nur Angst davor, dass man uns einen halben Meter vor der Freiheit erschießen würde. Als die Deutschen gingen, warfen sie Granaten in die Keller und sprengten sie in die Luft.

Eines schönen Tages sahen wir, dass von der anderen Seite Granaten flogen und in der Nähe unserer Grube landeten. Das ganze dauerte drei oder vier Stunden an. Es war der 6. November. Kiew wurde bereits eingenommen. Das Feuergefecht hielt drei oder vier Stunden lang an.

Olga Romanovna spielte die Rolle einer Art Aufklärerin, einer echten Hasardeurin. Sie rannte zu unserem Untergrund, öffnet die Tür und rief: „Da ist ein sowjetischer Panzer!“ Wir erstarrten. Ich wollte zu den sowjetischen Panzern rennen, aber die Tränen kamen hoch und ich begann zu schluchzen.

Als wir fühlten, dass wir befreit worden waren, sagte ich: „Weißt du was, Olusja, lass uns nach Kiew gehen. Wenn Gott uns bisher gerettet hat, wird er uns weiterhin retten.“ Ich war der erste Jude, der Kiew betrat. Am 7. November war ich schon in der Stadt.

Ich habe Chruschtschow am 8. September mit eigenen Augen gesehen. Er war in einer Militäruniform und untersuchte die Stadt. Ich hatte einen Bart. Ich wollte zu Nikita Sergeevich gehen und sagen: „Ich bin der erste Jude in der Stadt.“

Sie können sich gar nicht vorstellen, was es bedeutet, das Recht auf Leben zu haben. Mit welchem Stolz ich zu meinem Chreschtschatyk<sup>15</sup> ging, der völlig zerstört war! Ich gehe die Straße entlang, der sowjetische Himmel ist über mir, ich

---

<sup>14</sup> Eines der ältesten Stadtviertel in Kiew, am rechten (westlichen) Dneprufer nördlich der Innenstadt.

<sup>15</sup> Zentrale Straße von Kiew.

atme die sowjetische Luft ein, niemand wird mich anfassen, ich muss nicht mehr zurückblicken. Freiheit!

Als ich damals auf dem Markt saß, sah ich schreckliche Dinge. Ukrainer und Russen waren wie Vieh im Pferch. Die Deutschen gingen wie Herrscher mit Peitschen herum. Sie nahmen alles, was ihnen gefiel. Sie nahmen aus dem Korb, vom Stand, sie hatten vor nichts Angst.

Es gab eine Zeit, in der Menschen zur Arbeit gezwungen wurden. Die Deutschen schmissen alte Menschen und Frauen in ihre Fahrzeuge, als ob diese Hunde wären, und transportierten sie nach Deutschland oder an andere Orte.

Es gab mal so einen Vorfall. Ein alter Mann verkaufte Sachen. Ein Polizist kam zu ihm, beschimpfte ihn als Kommunisten und schlug ihn mit seiner Peitsche ins Gesicht. Danach nahm er seine Sachen weg und ging weiter. Die Polizisten waren besonders brutal. Sie plünderten viel öfter als die Deutschen und schlugen auch mehr. Brüder haben sich gegenseitig umgebracht.

Lisovets leitete unsere Organisation.

Natürlich brauchten wir Geld, weil wir von etwas leben, Waffen besorgen und Dokumente kaufen mussten. Außerdem halfen wir den Gefangenen, die nackt und barfuß waren. Wir mussten sie waschen und ihnen Kleidung besorgen. Während dieser Zeit haben wir ungefähr einhundert Menschen geholfen. Sie kamen zu uns, blieben zwei oder drei Tage, kräftigten sich etwas mit Nahrung, erholten sich, erhielten Dokumente und gingen weiter. Zum größten Teil kamen sie mit einer Notiz von Chetvertjakov. Manchmal brachte uns aber auch Lisovets zur Kenntnis, dass Heute oder Morgen jemand vorbeikommen, oder jemanden mitbringen würde.

Einmal besuchte ihn sein Kamerad Sergei Beletskij und sagte, man hätte uns Geld vom Zentralkomitee der Partei geschickt, und forderte jemanden von uns auf, dieses Geld abzuholen. Um zu beweisen, dass es Geld gibt, gab er uns siebentausend. Doch wir glaubten ihm nicht. Besonders meine Frau bestand darauf: „Bleib hier, Mitja. Wenn sie Geld geschickt haben, dann sollen sie es wieder zurückfahren.“ Olga Romanovna verabredete sich mit ihm, sich am nächsten Tag an der Ecke der Kuznechnaja-Straße und der Zheljanskaja-Straße zu treffen. Doch er kam nicht am ersten, nicht am zweiten, und auch nicht am dritten Tag.

Lisovets hatte eine Frau, die ein Arzt in Nischyn war. Sie wurde erschossen und Lisovets hat Gift eingenommen.

Es gab noch einen Ivan Filippovich Kocherga. Er hat ein Abzeichen für diese Sache erhalten. Er erzählte uns, dass Lisovets und Beletskij von der Gestapo verhaftet wurden. Auf dem Weg zur Gestapo nahm Lisovets Gift ein, und Beletskij wurde erschossen. Er hat aber niemanden verraten.

Chetvertjakov wurde ein oder zwei Tage vor der Ankunft der Roten Armee erschossen. Er lag gefesselt tot auf der Straße herum, nachdem er fünf Kugeln abbekommen hatte.

Am 7. November bin ich nach Kiew gekommen. Ich ging damals zur Arbeit und arbeite bis heute unermüdlich. Ich habe einen sehr schwierigen Teil der Arbeit auf mich genommen, doch mein Teil läuft besser, als die anderen. Die parteiischen und die sowjetischen Organisationen haben großes Vertrauen in mich, weshalb ich

alle möglichen schwierigen Aufgaben erhalte. Jetzt kostet mich die Arbeit viel mehr Kraft, als vor dem Krieg.